Das Konrädchen

Autor(en): **Bock, Alfred**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **29 (1925-1926)**

Heft 6

PDF erstellt am: **20.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-666586

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

13. Blick auf Niederzell. Bodenseestimmung.

kann seine zwanzig Personen aufnehmen. Auf diese Weise wird der Anschluß an die meisten Züge nach Konstanz wie nach Radolfszell-Singen hergestellt. Nur zehn Minuten dauert die Überfahrt, und doch wie viel Köstliches vermag sie uns zu bieten. Steht die Sonne hoch, dringen ihre Strahlen tief in die Flut, so daß der Grund grüngoldig leuchtet; der sanfte Wellenschlag hat dort seine Linien im Sande nachgebildet und magisch senden sie den Widerschein des Tagesgestirns in dein entzücktes Auge. Eilig fliehen Fische über den hellen Grund, und nur, wo durch Wasserpflanzen die Färbung dunkler ist, ziehen sie ruhesam ihre Bahn. Unwiderstehlich fast ist dieser Zauber des Lichts in der stillen Flut. Jetzt winken schon die hellen Häuser von Allensbach, die grünen Matten, der herbstlich bunte Wald und die dunkeln Tannen auf dem höher sich hinziehenden Bergrücken. Den Blick rückwärts wendend überblickst du zum Abschied noch einmal in ihrer ganzen Ausdehnung die Reichenau, die glückliche Insel, auf der nie Waffen getragen werden durften, ein Symbol des Friedens ohnegleichen.

Das Konrädchen.

Novelle von Alfred Bock.

Zuerst hatte Dine, die Magd, ihr Konrädchen der Frau Keiber am Heggraben in Pflege gegeben. Die behielt es volle vier Jahre und schüttelte es dann mit den Worten ab: „Das Konrädchen hat einen Magen wie ein Strumpf und ißt mir das Dach vom Haus. Für die paar Batzen Kostgeld, Dine, nee!“ Darauf hatte sich die Frau Semmler in der Siebenhäusergasse bereit erklärt, das Kind zu nehmen. Doch führte sie bald Klage, das Konrädchen träume laut und sei ein wahrer Napoleonsgeist. Sie wolle ihre Ruhe haben. Sie ließ durchblicken, es sei ihr am liebsten, wenn die Dine den Rauschebeutel sonstwo unterbringe.

Die Dine wurde blaß und rot. Um ihren Mund legte sich ein harter Zug. Das Konrädchen sah arg verwahrlost aus. Schaute sie sein altes Gesichtchen an, krampfte sich ihr Herz zusammen. Der Bub brauchte eine bessere Wartung. Sie war arm wie das Ackermännchen. Was sollte sie tun?

Ihre Gedanken flogen Jahre zurück. Sie war justement achtzehn geworden und hatte einen guten Dienst in der Stadt. Eines Sonntags auf dem Weg nach dem Kettersberg lernte sie den Andreas Fenchel kennen, der in der Lampenfabrik schaffte. Er war ein hübscher Mensch und fromm. „Am Jüngsten Tag“,

ging seine Rede, „wird offenbar, wer hienieden ein treuer Pilger war!“ Zweimal in der Woche trafen sie sich, natürlich auch am Sonntag. Er war schrecklich vernättert in sie, und sie half ihm aus seiner Not. „Was ein ehrlicher Kerl ist,“ sagte er, „der verläßt sein Mädchen nicht!“ Als das Konrädchen geboren wurde, war er längst über alle Berge. Sie war um ihren guten Dienst gekommen, hatte Pech über Pech und mußte öfters ihre Stellung wechseln.

Die Inspektorin Blauberg, bei der sie jetzt diente, hatte der Teufel am Seil. Der Frau kam kein Mensch vor die Nase, den sie nicht für einen ausgemachten Spitzbuben hielt. Ihr ständiges Mißtrauen war unerträglich. Vielenorts hatte sie Geld auf Zinsen stehen. Mit ihren größeren Einkünften wuchs ihr Geiz. Lieber biß sie sich einen Finger ab, als daß sie ihrem Dienstmädchen einen guten Bissen gönnte. Das Essen war so kärglich, daß die Dine manchmal hinüber zur Waschfrau Zecher ging, bei der ihren Hunger zu stillen. Es war ein erbärmlich Leben. Und dazu die quälende Sorge um das Kind. In ihrer Kammer weinte sie sich aus. Der Kummer machte sie alt vor der Zeit. Gestern hatte die Nachbarin Zecher erzählt, in der Fürstenstraße wohnten Professorsleute. Die suchten ein Mädchen. Sie hatten keine Kinder. Wo die Armut dünne Suppen kochte, übten sie reiche Mildtätigkeit, taten in der Stille viel Gutes. Vor zwei Jahren hatten sie ein Mädchen in Dienst genommen, das hatte im Gefängnis gesessen, wurde wieder ordentlich und kriegte einen braven Mann.

Gab's denn wirklich so gute Menschen? Ja, schon, aber man mußte sie mit der Laterne suchen. Ei du liebes Gottchen, schoß es der Dine durch den Kopf, wenn sie in die Fürstenstraße ging, sich der Herrschaft vorstellte und von der Leber weg schwätzte: „Ich will den Dienst bei Ihnen annehmen, aber ich mag mich von meinem Kind nicht mehr trennen. Wenn ich das Konrädchen mitbringen darf, will ich Ihnen eine treue Dienerin sein!“ Versuchen konnte sie's immerhin. Geriet's nicht, war's keine Schande.

Gedacht, getan. Sie zog ihren besten Staat an, wanderte in die Fürstenstraße und trug den Professorsleuten ihr Anliegen vor.

Der Herr Professor stand erst wie eine Salzsäule da. Dann lief er in der Stube herum und brummelte vor sich hin.

Die Frau Professor aber sprach: „Wir wollen das Kind sehen!“

Da führte ihnen die Dine das Konrädchen zu.

„Wie alt bist du?“ fragte die Frau Professor.

„Fünf!“ versetzte das Wuschelchen.

„Was hast du denn schon gelernt?“ fragte die Frau Professor weiter.

„Bim, bam, Beuscher,
Wo Niss' sind, sind auch Läuscher!“

fuhr's dem Konrädchen heraus.

Die Frau Professor lachte. „Sonst hast du nichts gelernt?“

„Nee!“ machte das Konrädchen und lachte auch.

„Wir wollen's uns überlegen“, richtete die Frau Professor an die Dine das Wort.

Wenige Tage darauf erhielt diese Bescheid, sie könne auf Michaeli mit dem Konrädchen kommen.

Sie hatte es gut getroffen. Die Arbeit war nicht schwer. Überdies schaffte sie gern, sie mochte ihre Röcke nicht platterig sitzen. Es gab reichliches Essen. Und worüber sie Freudentränen vergoß: des Bübchens Heiobettchen stand neben dem ihren.

Die Zeit flitzte hin. Merkwürdig, wie das Kind gedieh. Es war nicht mehr mit der Holle gefahren, ging auf wie eine Kräpfel. In dem Kleidchen, das ihm die Frau Professor schenkte, sah es schier vornehm aus. Die Dine schlug die Hände zusammen. Ei du liebes Gottchen, wie sich ein Kind so verändern konnte!

Indes die Magd mit ihrer Arbeitsader sich das Lob ihrer Herrschaft verdiente, nahm sich die Frau Professor des Konrädchens an. Sie lehrte es, seinen Eigenwillen ihrem verständigeren Willen unterzuordnen und leitete seinen Tätigkeitstrieb. Allerlei keimte in dem Büblein auf, was auf gute Anlagen schließen ließ: es zeigte sich wie ein frisches Pflänzchen, das in neuem Boden kräftig Wurzeln schlug. Für musikalische Eindrücke besaß es eine große Empfänglichkeit. Spielte der Herr Professor Klavier, rückte das Konrädchen sein Schemelchen heran und hörte andachtsvoll zu.

„Das Kerlchen entwickelt sich prächtig“, schmunzelte der Herr Professor. „Nun kommt's darauf an, was da emporquillt, zu läutern und zu erweitern!“

Im Hochsommer war's, daß die Frau Professor sagte, die Kammer der Dine sei zu eng,

als daß zwei Menschen bei der Hitze darin schlafen könnten. Des Jungen Bettchen ward darauf in das große, luftige Schlafzimmer der Herrin gebracht, wo ihm gar mollig zumute war. Ein paar Wochen später aß das Konrädchen nicht mehr bei seiner Mutter in der Küche, sondern bei den Professorsleuten im Speisezimmer.

Die Dine sah ihr blaues Wunder, wie sich der Bub daran gewöhnte, nicht mehr hörbar die Suppe zu schlürfen, nicht mehr die Speisen gierig hinunterzuschlucken, wie er mit Anstand bei Tisch saß. Auch sonst verrieten Haltung, Blick und Gebärden des Jungen, daß er in einer andren Umgebung war.

Die Dine, in einer wunderlich zwiespältigen Stimmung, war einesteils froh, daß ihrem Konrädchen von ihrer Herrschaft soviel Gutes widerfuhr, andernteils fühlte sie schmerzhaft und bang, wie das Kind ihr mählich entfremdet wurde.

Eines Tags hob die Frau Professor an: „Dine, das Konrädchen soll nun bald in die Schule kommen. Mein Mann hat an die Vorschule des Gymnasiums gedacht. Wir haben den Bub liebgewonnen. Wär's Ihnen recht, wenn wir ihn an Kindes Statt nähmen?"

Da richtete sich die Dine hoch auf und rief, an ihrer Schürze zerrend: „Frau Professor, ich dank' Ihnen von ganzem Herzen für alles, was Sie an dem Konrädchen tun. Aber 's ist mein Kind, und ich geb's nicht her!"

Die Waschfrau Zecher hatte ihren Mann verloren. Die Dine ging hin und sprach ihr Beileid aus. In der Stube saß des Verstorbenen Brudersohn, ein baumlanger Mensch mit nußbraunem Haar und dunklen tiefliegenden Augen. Er war Monteur in der Gasfabrik. An der Dine schien er Gefallen zu finden. Er verwandte kein Auge von ihr und begleitete sie nach Haus. Sein Direktor, erzählte er, sei ihm gewogen, er verdiene ein schönes Stück Geld. Er sei das Alleinsein müde und gedenke sich einen Hausstand zu gründen.

Von nun an gingen sie zusammen. Seiner Begehrlichkeit setzte sie eine ruhige Zurückhaltung entgegen. Das schürte sein Feuer, und er fragte, ob sie seine Frau werden wolle. An das Konrädchen stoße er sich nicht.

Die Dine sagte nicht ja und nicht nein. Erst solle er ihr Bübchen kennenlernen.

In der Stadt wurde ein Volksfest gefeiert. Böllerschüsse, Festredner und Festjungfrauen. Auf dem Festplatz nahm der Monteur die Dine in Empfang, die sich mit ihrem Jungen eingefunden hatte.

„Ei du liebes Gottchen, was für ein Menschenspiel!" rief sie ein wenig schwindlig und wandte sich an das Konrädchen: „Gib dem Onkel die Hand!"

Das Konrädchen blickte den Gasmann mit großen Augen an und trat dann unwillkürlich zurück.

„Gib dem Herrn die Hand!" wiederholte die Dine streng.

Da streckte es zögernd sein Händchen hin.

Der Monteur ließ das Konrädchen Karussell fahren, kaufte ihm allerlei Zuckerwerk, ohne daß ein Wort des Dankes über des Kindes Lippen kam. Den ganzen Nachmittag blieb es stumm.

Der Monteur hatte einen guten Zug. Gegen Abend war er beschwipst. In seiner Bierseligkeit hob er das Konrädchen in die Höhe und wollte es küssen. Doch strampelte und schrie es dermaßen, daß er es wieder auf den Boden setzte. Sein Gesicht färbte sich dunkelrot. „Wart," brach er los, „ich treib' dir den Motzkopf aus!" Und gab ihm eine Ohrfeige, daß es klatschte.

Daheim in ihrer Kammer überlegte die Dine, wie ihre Ehe mit dem Gasmann ausfallen mochte. Er war ein Schaffer, ohne Frage. Aber er trank sich leicht einen Haarbeutel an und hatte dann ripsraps Feuer im Dach. Das Konrädchen hatte einen Widermut gegen ihn. Wenn sie erst verheiratet waren — dessen war sie gewiß —, schlug er es grün und blau. Das Vorspiel hatte sie heut erlebt. Und wer bürgte ihr dafür, daß er sich nicht an ihr vergriff? Heiraten war schnell getan, die Reue kam nach. Kinder hatten oft einen guten Riecher. Noch war's Zeit. Warum sollte sie in ihr Unglück rennen? Lieber blieb sie für sich. Sie hob den Kopf und holte tief Atem. Krammenot, sie nahm ihn nicht! Das stand wie ein Pfahl. Sie fühlte sich mit einemmal leicht, als sei sie einem schlimmen Wagnis entronnen. Und das Konrädchen? Daß sie an ihres Kindes Zukunft dachte, war ihre Pflicht und Schuldigkeit. Wie hatte die Frau Professor gesprochen? „Wir haben den Bub liebgewonnen. Wär's Ihnen recht, wenn wir ihn an Kindes Statt nähmen?" Ja, sie hatten ihn liebgewonnen. Das gewahrte sie alle Tage. Und daß sie sich's nur eingestand: der Bub war jetzt schon so funkel-

fein, daß er gar nimmer zu ihr paßte. Was sie von ihrem Lohn ihm zuwenden konnte, würde ihm nicht viel helfen. Wenn ihn die Professorsleute etwas Tüchtiges lernen ließen, wenn sie gar einen Studierten aus ihm machten, durfte sie nicht im Weg stehen, durfte sie nicht auf ihr Mutterrecht pochen. Ob's auch weh tat, sie zwang's nieder, verzichtete dem Kind zulieb.

Am andern Morgen sprach sie bei der Waschfrau Zecher vor und bat sie, dem Gasmann zu bestellen, daß aus der Heirat nichts werden könne.

Am selben Tag verkündete sie ihrer Herrin: „Ich hab' mir's überlegt. Ich will Ihnen das Konrädchen lassen".

„Das ist ja eine frohe Botschaft!" rief die Frau Professor strahlend und holte gleich ihren Mann herbei. Der fragte die Dine: „Ist das Ihr Ernst?"

„Ja, Herr Professor, mein völliger Ernst", sagte sie mit zitternder Stimme. „Und daß Sie's wissen, ich verlass' meinen Dienst. Ich hab' im Sinn, nach Frankfurt zu machen!"

Sie drangen in sie, sie dürfe nicht gehn. Sie aber blieb fest.

Als das neue Mädchen eingetreten war, packte die Dine ihre Siebensachen und ließ sie in aller Stille zum Bahnhof schaffen.

Der Professor hatte eine lange Sitzung gehabt, war spät zum Abendbrot gekommen. Das Konrädchen hatte vorausgegessen und lag schon in seinem Bettchen. Die Dine öffnete leis die Schlafstubentür. Sie wollte ihr Konrädchen noch einmal sehen. Ob es schon schlief? Sacht, es war wach! Jetzt faltete es die Händchen. Und betete laut:

Lieber Gott, behüte mich,
Schütz' meine Eltern gnädiglich,
Alle, die mir sind verwandt,
Behüte deine starke Hand!"

Die Dine meinte, das Herz müsse ihr brechen. Sie wandte sich ab. Ohne der Herrschaft Lebewohl zu sagen, schritt sie aus dem Haus.

*) Aus: Wirren und Wunder. Novellen von Alfred Bock. Verlag J. J. Weber, Leipzig. Die vorstehende Novellette mag unsern Lesern einen Begriff vermitteln von der volkstümlichen Erzählkunst des immer bekannter werdenden deutschen Roman- und Novellendichters und ihnen das Bändchen empfehlen — vielleicht besser als eine Rezension.

Vom Geschlecht der Meyer.

Mit einer Stammtafel des Dichters Conrad Ferdinand Meyer.

Von Bernard Faßbind.

„Durch unsere Adern rinnt das Blut der Ahnen." A. Vögtlin.

Stellt man die Deszendenz, die Nachkommenschaft einer bestimmten Person in einer Reihe von Generationen derart fest, daß sämtliche Nachkommen genannt werden, soweit sie den gleichen Familien- oder Geschlechtsnamen des Stammvaters tragen, so erhalten wir das, was man gewöhnlich Stammbaum nennt. Dabei ist es unwesentlich, ob die Darstellung in Form eines natürlich gezeichneten Baumes oder als einfache Stammtafel erfolgt. Da die Familienforschung heute nicht mehr allein Selbstzweck ist, sondern auch den modernen Zwecken der Vererbungsforschung dient, sind neben den Angaben über Ort und Zeit der Geburt, Heirat und Tod auch Hinweise auf Quellen nötig, welche über das Äußere und über die geistigen Eigenschaften Kenntnisse vermitteln können. So erhält man einen Tatsachenkomplex, der als Grundlage für die Häufigkeitsuntersuchung ererbter Anlagen innerhalb einer durch den gleichen Familiennamen begrenzten Sippe, kurzgesagt innerhalb eines Stammes dienen kann.

Einen Beitrag zu solchen Darstellungen zu liefern, ist der eine, daneben zur Förderung des Familiensinns beizutragen und zur Beschäftigung mit der Geschichte der eigenen Familie anzuregen, der andere Zweck auch der vorliegenden Arbeit.

* * *

Der im Mittelalter in allen deutschsprechenden Landen besonders häufig vorkommende Name Maier, Meier, Meyer, Mayr usw., lateinisch **Villicus**, war die Bezeichnung für den Verwalter eines Hofes oder Weilers. Kaiser Karl der Große (768—814) umschreibt die Stellung des Meiers folgendermaßen: „Die Meier sollen durchaus nicht aus der Zahl der begüterten Männer gewählt werden, sondern aus dem Mittelstande und aus solchen, die treu sind. Es sollen diese Beamten nicht mehr Güter in ihrer Verwaltung und unter ihrer Aufsicht haben, als daß sie an einem Tage begehen und übersehen können. Unsere Meier und Förster, Fohlen-